

Theodor Reik

# MYTHOS UND SCHULD

Verbrechen und Strafe der Menschheit

Liberis meis  
Anna, Pia et Franz  
dedico  
hanc translationem

# Inhalt

Vorwort des Übersetzers und Herausgebers

Die Geschichte dieses Buches

Erster Teil: Das bedeutendste Problem in der Evolution  
der Kultur

I Das wenige, das das Wissen vom Bewusstsein weiß

II Ursprung und Wesen der Schuldgefühle

III Das Schuldgefühl der Welt

IV Mythen und Erinnerungen

V Niemals erinnert, doch nicht vergessen

VI Das ist immer noch ein Geheimnis für mich

Zweiter Teil: Das Verbrechen

VII Die Interpretationen

VIII Text und Kontext

IX Die Strafuntersuchung

X Der richtige Schlüssel

XI Die Fassade und die darin enthaltene Geschichte

XII Prähistorische Wirklichkeit im Mythos

XIII Der Mensch ohne Vergangenheit

XIV Du bist wen du isst

XV Die Antworten der Wissenschaft und der Religion

XVI Der Durchbruch der Erinnerungen

XVII Das Auftauchen des Schuldgefühls

XVIII Die Spannung vor Christus

### Dritter Teil: Die Strafe

XIX Auf dem Weg zur Wiederholung der Vorstellung

XX Der Christusmythos und der historische Christus

XXI Die Strafe muss zum Verbrechen passen

XXII Uns entgeht etwas

XXIII Das Kreuz und der Baum

XXIV Die unbewusste Bedeutung der Kreuzigung

XXV Der erste und der zweite Adam

XXVI Die sexuelle Umdeutung

### Vierter Teil: Der Mensch, der moralische Aufsteiger

XXVII Der Apostel der Heiden

XXVIII Sterbend eines anderen Tod

XXIX Der unsichtbare Gott

XXX Die „splendid isolation“ der Juden

XXXI Wie seltsam von den Juden ...

XXXII Hybris

XXXIII Der Mensch, der moralische Aufsteiger

Nachwort

# **Vorwort des Übersetzers und Herausgebers**

Dieses Buch eröffnet die Reihe der späten religionspsychologischen Schriften Theodor Reiks. Hier geht es um die Frage des Ursprungs des Schuldbewusstseins. Ausgehend von der biblischen Sündenfallgeschichte im Buch Genesis analysiert Reik mit Hilfe der psychoanalytischen Methode die Bedingungen, die den Menschen schuldfähig machen. Ihn interessiert dabei nicht nur das Wissen um individuelle Schuld, sondern auch das Verständnis kollektiver Schuld. Dieses Thema ist gerade heute wieder aktuell. Es geht um die Frage, inwieweit ein ganzes Volk für die Verbrechen einer einzigen Person mitverantwortlich sein kann.

Als Schüler Sigmund Freuds hat Reik die zentralen Theorien seines Lehrers übernommen. Manches muss daher heute kritisch gesehen und gelesen werden. Wegen der immensen Belesenheit des Autors und seiner freigebigen Darlegung zahlreicher Nebenschauplätze halte ich dieses Buch für ein interessantes und spannendes literarisches Werk.

Reiks Vorliebe für französische Zitate, die in der Regel unübersetzt bleiben, habe ich respektiert. Bei den Zitaten deutscher Autoren habe ich nach Möglichkeit den deutschen Originaltext verwendet.

## **Die Geschichte dieses Buches**

Es ist schwer zu beschreiben, welchen Eindruck Freuds Buch Totem und Tabu auf uns, seinen Wiener Kreis, machte. Ich erinnere mich lebhaft an das Treffen unserer analytischen Vereinigung im Jahre 1913, bei dem uns Freud den letzten und bedeutendsten Teil seines Werkes über die Rückkehr des Totemismus in der Kindheit präsentierte. Wir waren enthusiastisch und verstanden sofort, dass dies eine intellektuelle Herausforderung für Generationen von Psychologen und Kulturhistorikern war. Privilegiert, mit dem Autor dieses großen Buches zu sprechen, diskutierten wir mit ihm über die zahlreichen Ideen, zu denen die meisten von uns angeregt worden waren. In den folgenden Monaten sprachen Otto Rank, Hanns Sachs und ich – man nannte uns in Berlin das psychoanalytische Trio – oft bis zum frühen Morgen über zukünftige Forschungsarbeit, die jeder von uns zu tun hoffte. Wir waren Freunde und halfen einander, wo immer wir konnten. Es gab keine kleinliche Eifersucht, keinen Streit über die Priorität von Ideen, keine Furcht vor geistigem Diebstahl, der später manchmal die Diskussionen von Psychoanalytikern belastete.

Unter dem tiefen Eindruck von Freuds Theorie war mir eine neue Interpretation der biblischen Geschichte des Sündenfalls eingefallen. Die Verzweigungen jener neuen Interpretation führten zu unerwarteten Vorstellungen der frühen Evolution der Zivilisation. Ein sehr ehrgeiziger Plan einer Erforschung des Ursprungs des Schuldgefühls in der Menschheit tauchte auf. Das analytische Verstehen der unbewussten Bedeutung der Erbsünde führte zur Entdeckung versteckter Verbindungen mit dem Kern der

Christusmythe. Ich erinnere mich noch, bei welcher Gelegenheit die Idee aus vagen Gedanken und Ahnungen auftauchte und eine klare, konkrete Gestalt bekam. Am 30. Juni 1913 feierten wir Totem und Tabu mit einem Festessen auf dem Konstantinshügel im Prater (einem netten Restaurant auf einem kleinen Hügel, von dem aus man auf die Kastanienbäume im alten Park, in dem wir als Kinder gespielt hatten, blickte). Wir sprachen scherzhaft von jenem Essen als einem totemistischen Mahl. Freud war sehr guter Laune. Er betrachtete manchmal nachdenklich eine antike Tierfigur, die ihm ein ehemaliger Patient bei jener Gelegenheit gegeben hatte. Wir waren sicher mehr als zwölf am Tisch, aber etwas musste mich an Christus und seine Apostel beim letzten Abendmahl erinnert haben. Ich erinnere mich noch, dass dieser Gedanke eines der Verbindungsglieder zwischen den beiden Teilen des Ideengebäudes war, dessen Entwurf ich klar sah, als ich an jenem Juniabend durch die dunklen Alleen des Praters heimging. (Während ich dies schreibe, klingt in mir eine vertraute Melodie nach: „Im Prater blühen wieder die Bäume.“)

Ich wusste schon, dass ich mein Leben der psychologischen Forschung widmen würde, besonders dem Weg, den Freud erleuchtet hatte und ich fühlte leidenschaftlich jene „heilige Neugier“, von der Einstein oft sprach. Mit der Einbildung eines jungen Mannes tagträumte ich, dass ich etwas Wertvolles entdeckt hätte und bildete mir ein, dass es revolutionäre Wirkungen auf dem Gebiet der vergleichenden Religionswissenschaft haben würde. Ich habe seitdem niemals mehr das Drängen und die Macht des kreativen Impulses so intensiv gespürt.

Ich habe mich oft gewundert, warum ich mit Freud nie über meine Entdeckung gesprochen habe, mit dem ich sonst freimütig über andere Forschungspläne diskutierte. In jenen langen Gesprächen mit Otto Rank und Hanns Sachs wurden alle Aspekte der neuen Idee erwogen. Es gibt sogar einen



literarischen Beweis für jene Diskussionen der folgenden Monate. In seinen Psychologischen Beiträgen zur Mythenforschung erwähnte Rank zweimal den Plan, den ich ihm und Sachs vollständig präsentiert hatte.<sup>1</sup> Er sagt dort: „In einer vorbereiteten Arbeit hat Dr. Th. Reik ... eine weitere Schicht der Sage gedeutet, welche ihren ursprünglichen Sinn nach einer anderen Richtung ergänzt“ und dass ich in jenem zitierten Werk „die ursprüngliche Form des Mythos und die Elimination des weiblichen Elements in der Genesiserzählung diskutieren würde“.

Nachdem ich den Entwurf im Sommer 1913 notiert hatte, schrieb ich keine einzige Zeile jenes Buches. In einem nicht uninteressanten Fragment einer Selbstanalyse späterer Jahre wurde mir klar, welche unbewussten Tendenzen die Entstehung meines Buches verhinderten, das in meinen Gedanken schon lange vollendet gewesen war. Meine Beziehung zu Freud spielte bei dieser Verhinderung natürlich eine wichtige Rolle.

Max Beerbohm schuf eine Serie von Karikaturen mit Dialogen zwischen dem jungen Selbst und dem alten Selbst. Ein solches Zusammentreffen passiert uns allen gelegentlich und als ich dieses Buch schrieb, stellte ich mir es mehr als einmal vor. Nachdem ich die melancholische Überraschung auf die Sicht des jungen Mannes, der ich gewesen war – „Dort kommt ja dieser Träumer“ (Gen 37,19), überwunden hatte, würde ich ihn ernsthaft fragen, was er darüber dächte, eine bedeutende Aufgabe 43 Jahre lang aufzuschieben. Ich würde ihn an ein irisches Sprichwort erinnern, dass einem Gedanken, einem Schwert und einem Spaten niemals erlaubt werden sollte zu rosten. Welche Gründe hätte er für ein solches grauenhaftes Zaudern? Aber ich bin sicher, er könnte mir keine befriedigende Erklärung geben. Er würde vielleicht unverschämt werden wie junge Männer und sagen, dass ich, ein alter komischer Kauz, kein Recht hätte, Rechenschaft über sein Benehmen zu geben. Er

würde mich auch daran erinnern, wie oft ich in viel reiferen Jahren einen Forschungsplan beiseite gelegt oder aufgeschoben hatte.

In jenen mehr als 40 Jahren schrieb ich eine Reihe von Büchern; doch ich war unfähig, dieses eine zu schreiben. Und dann geschah etwas Überraschendes. Der Plan, den ich mehr als vier Jahrzehnte zurückgelegt hatte, bewegte sich von den Rändern in das Zentrum meiner Aufmerksamkeit und verlangte sofortige Verwirklichung. Es war, als ob ein alter Mann zu einer Frau zurückkehrte, um die er, als er 25 Jahre alt war, vergeblich geworben hatte. Ich machte wieder die Erfahrung der Ungeduld und des Hochgefühls wie einst im Frühling des Lebens. Doch es gab darin eine neue Note, etwas Trauer und etwas verzweifelte Bestimmung. Beim Schreiben des Buches fühlte ich, was Tennysons Ulysses sagt:

Das Alter hat seine Ehren und seine Plagen.  
Der Tod beendet alles. Aber kurz vor dem Ende  
Mag manche Arbeit von edler Gesinnung noch getan  
werden,  
Nicht ungeziemend für Menschen, die nach Göttlichkeit  
streben.

Dieselbe Aufgabe, die nicht getan werden konnte, weil unbekannte emotionale Kräfte es verboten hatten, musste jetzt getan werden, weil es andere unbewusste Tendenzen befahlen. Die innere Forderung erhielt einen besitzergreifenden Charakter. Alles ordnete sich der einen Idee unter, die es anderen Interessen nicht erlaubte, neben ihr zu existieren. Sie war despotisch und exklusiv wie Jahwe, der Eine und Einzige.

Nach 43 Jahren war jener alte Plan wieder aufgetaucht und hatte von mir Besitz ergriffen. Die Idee, die geheime Bedeutung der Sündenfallgeschichte und ihrer Fortsetzung im Christusmythos aufzudecken, begann meine Gedanken

so sehr zu beschäftigen, dass alle anderen Forschungsprojekte zurückgestellt werden mussten. Mit voller Aufrichtigkeit hätte ich die Zeilen eines schottischen Dichters, Thomas Campbell, zitieren können, der vor 140 Jahren in das Album einer jungen Dame schrieb:

Etwas Einzigartiges, holde Maid, wollt Ihr mich gewinnen  
Zu schreiben - aber wie soll ichs anfangen?  
Denn ich fürchte, ich habe nichts Ursprüngliches in mir  
Außer der Ursünde.

New York, Januar 1957.

---

<sup>1</sup> Leipzig und Wien, 1919 (nicht ins Englische übersetzt), S. 115. 118.

# Erster Teil

## Das bedeutendste Problem in der Evolution der Kultur

„ ... Zunächst vermute ich bei den Lesern den Eindruck, daß die Erörterungen über das Schuldgefühl den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen ... entspricht aber durchaus der Absicht, das Schuldgefühl als das wichtigste Problem der Kulturentwicklung hinzustellen ...“

Sigmund Freud , Das Unbehagen in der Kultur

# Kapitel I

## Das Wenige, das das Wissen vom Bewusstsein weiß

Psychologische Forschung arbeitet auf einigen Gebieten ruckartig und bewegt sich auf anderen im Schneckentempo. Es fällt auf, dass sie auf Gebieten mit geringerer Bedeutung mit Schnellzugsgeschwindigkeit fortschreitet, während sie bei Problemen, die für uns von größtem Interesse sind, ihre ganze Energie zu benötigen scheint, um an derselben Stelle zu bleiben. In einem seiner letzten Bücher stellt Freud das Schuldgefühl „als das wichtigste Problem der Kulturentwicklung“ dar und sagt, „daß der Preis für den Kulturfortschritt in der Glückseinbuße durch die Erhöhung des Schuldgefühls bezahlt wird“<sup>2</sup>. Wenn das Schuldgefühl der Prüfstein der zivilisierten Menschheit ist, ist es nicht erstaunlich, dass psychologische Forschung auf diesem Gebiet kaum irgendeinen Fortschritt gemacht hat, seit Freud es vor mehr als 27 Jahren als das bedeutendste Problem der Zivilisation charakterisierte? Besprechungen der Literatur zu diesem Gegenstand, zum Beispiel in den Büchern von H. G. Stocker und Max Nachmansohn, werden den Eindruck bestätigen, dass seit Freuds Untersuchung keine Forschung von irgendeiner Bedeutung beobachtet werden kann. Die Psychoanalytiker scheinen in ihren Veröffentlichungen das Problem ebenfalls zu vermeiden. Es sieht so aus, als ob sie hofften, es werde verschwinden, wenn sie es nicht erwähnen.<sup>3</sup> Doch die Gültigkeit von Freuds Feststellung kann man nicht bestreiten. Wir leben in einem „Zeitalter der Angst“ - und was ist Schuldgefühl anderes als soziale Angst? - und mehr noch als jene von 1930. Wenn der

dänische Prinz aus seinem Grab in Elsinore auferstehen würde, würde er sagen: „Jenes Gewissen macht aus uns allen Feiglinge!“

Die Tatsache, dass die Diskussion des Problems zu einem Stillstand kam, gibt mir Mut, einen bestimmten Faden nach 35 Jahren aufzugreifen. Im August 1922 sandte ich Freud einige Aufzeichnungen, die ich nach einem zufälligen Gespräch mit meinem Sohn Arthur, der damals sieben Jahre alt war, notiert hatte. In seinem anerkennenden Brief sagte Freud<sup>4</sup> „Der Beitrag Ihres kleinen Sohnes ist sehr hübsch; verdient einen Kommentar.“ Die Gelegenheit für eine solche analytische Diskussion bot sich, als ich am Institut der Wiener Psychoanalytischen Gesellschaft 1924 eine Vortragsreihe hielt. Die damals gehaltenen Vorträge wurden in meinem Buch „Geständniszwang und Strafbedürfnis“<sup>5</sup> veröffentlicht, das Freud ein „gedankenvolles und äußerst bedeutendes Buch nannte“. Er betrachtete den darin gemachten Versuch, die Rolle des Über-Ichs darzustellen „so legitim wie ertragreich“. Der Beitrag meines kleinen Sohnes (den Freud für erleuchtend hielt) erschien unter dem Titel „Zur Entstehung des Gewissens“, einem Kapitel des Buches. Da es nicht ins Englische übersetzt ist, werden die folgenden Auszüge jenes Kapitels eine geeignete Einleitung zu einer Erforschung des Schuldgefühls in menschlicher Zivilisation sein.<sup>6</sup>

Wir meinen, die analytischen Funde lassen die Geschichte der Moral und einige ihrer wichtigsten Probleme in einem neuen Lichte erscheinen und lösen Widersprüche, welche bisher unüberbrückbar schienen. Das psychologische Problem des Gewissens gehört hierher. Die lange Reihe von Untersuchungen über die Natur des Gewissens lassen erkennen, wie hoch die Bedeutung des Gewissens als psychologisches Phänomen eingeschätzt wird. Es erscheint auch, wenn man von Monographien wie die von Paul Rée und Ebbinghaus absieht, in jedem System der Ethik von

Sokrates bis auf Paulsen und Wundt, in der katholischen ebenso wie in der protestantischen Moraltheologie.

Wir wollen von dem sprachlichen Ausdruck ausgehen, wobei wir uns wichtige Aufschlüsse aus Wundts „Ethik“ holen. Das Wort Gewissen weist unmittelbar auf ein Mitwissen hin. Das Präfix Ge- ist ursprünglich mit dem lateinischen con identisch. Gewissen ist die direkte Übersetzung des lateinischen conscientia, das sich als Wurzel der Bezeichnungen für Gewissen in so vielen modernen Sprachen erhalten hat. Die „Stimme des Gewissens“ verdankt nach Wundt sicherlich einem mythologischen Gedanken ihre Entstehung; die Sprache, welche das Wissen ein Mitwissen nannte, hat darunter ursprünglich ein göttliches Mitwissen verstanden. Wundt sagt wörtlich: „Der Affekt und das Urteil, die sich mit dem Bewußtsein der Motive und Tendenzen des Handelnden verbinden, gelten hier nicht als dessen eigene psychische Akte, sondern als Vorgänge, die von einer fremden, auf sein Bewußtsein rätselhaft einwirkenden Macht herrühren.“ Wie erklärt sich aber eine solche Zuerkennung an die Macht der Götter? Wundt meint, der Gedanke bewege sich hier wie so oft im Zirkel. Zuerst objektiviere der Mensch seine eigenen Gefühle und dann suche er aus den so entstandenen Objekten wiederum seine Gefühle zu erklären. Es ist zugestanden, daß die Bewußtseinspsychologie hier alles gesagt hat, was sie über das Thema sagen konnte, aber das ist noch immer kläglich genug.

Ich möchte Ihnen nun gerne Gelegenheit geben, diese Erkenntnis der alten psychologischen Betrachtung mit denen der Psychoanalyse zu vergleichen. Günstige Umstände erlauben es mir, dabei von einem konkreten Beispiel auszugehen, das gleichzeitig wichtige Beziehungen zwischen den Funktionen des Gewissens und dem Geständniszwang zeigt.

Mein Sohn Artur, dem der folgende Beitrag zur Psychologie des Gewissens zuzuschreiben ist, ist jetzt acht

Jahre alt.<sup>7</sup> Wie mir scheint, ist er ein ziemlich normales Kind, intellektuell gut aber nicht über den Durchschnitt begabt, impulsiv und heiteren Temperaments, ohne besondere Neigung zur Nachdenklichkeit. Er spielt lebhaft und gerne, ist manchmal so schlimm wie andere Buben und liest nur, wenn er muß. Zu seinen Eltern zeigt er großes Vertrauen und unterhält sich freimütig mit ihnen. Er stellt, wie ich glaube, ein typisches Großstadtkind einer bestimmten sozialen Schicht dar.

Als er mit mir einmal spazieren ging, trafen wir einen bekannten Herrn, der sich mir anschloß und im Laufe des Gesprächs sagte, eine „innere Stimme“ habe ihn von etwas zurückgehalten. Artur fragte mich, nachdem der Herr uns verlassen hatte, was das sei, die innere Stimme, und ich antwortete zerstreut: „Ein Gefühl.“ Am nächsten Tag entwickelte sich ein Gespräch, das Artur begann und das ich wortgetreu nach der Niederschrift vom Abend desselben Tages wiedergebe: „Papa, jetzt weiß ich schon was die innere Stimme ist.“

„Nun, sag' es!“

„Ich bin schon daraufgekommen. Die innere Stimme ist der Gedanke von einem.“

„Was für ein Gedanke?“

„No, weißt du, zum Beispiel so: manchmal gehe ich oft, (sic) ohne den (!) Händen zu waschen, zu Tische, dann ist so ein Gefühl, als sagte mir jemand: wasch' dir die Hände. Und wenn ich manchmal abends mich niederlege, so spiele ich mit dem Gambi (er hat diese Bezeichnung für Penis seit früher Kinderzeit beibehalten) und da sagt mir die innere Stimme: spiel nicht mit dem Gambi! Wenn ich es weiter mache, dann sagt mir wieder dieselbe Stimme: spiel nicht!“

„Ist das wirklich eine Stimme?“

„Nein, es ist ja niemand da. Das Gedächtnis sagt mir's ja.“

„Wieso das Gedächtnis?“



Artur zeigt lebhaft auf seinen Kopf: „No, die Gescheitheit, das Gehirn. Wenn du zum Beispiel am vorderen Tag (er meint, am Tage vorher) sagst: ‚Wenn das Kind laufen und fallen wird‘ und ich laufe den nächsten Tag, dann sagt mir der Gedanke ‚lauf nicht!‘“ (Das Beispiel knüpfte an etwas Aktuelles an: der Knabe war, nachdem er oft gewarnt wurde, nicht so wild zu laufen, vor einigen Tagen gefallen und hatte sich am Knie so beschädigt, daß eine eitrige Wunde entstanden ist und er jetzt einen Verband trug. Er hatte von den Eltern Vorwürfe wegen seines Ungehorsams gehört.)

„Wenn du aber doch läufst?“ fragte ich.

„Wenn ich aber doch gelaufen bin und falle, dann sagt mir die Stimme: ‚Hab ich dir nicht gesagt, daß du fallen wirst?‘ Oder wenn ich einmal die Mama ärgere, auch wenn ich dich ärgere, so sagt mir das Gefühl: ärgere die Mama nicht!“

Wir wurden hier unterbrochen. Als ich einige Minuten später wieder ins Zimmer trat, begann Artur spontan:

„Jetzt weiß ich aber, was die innere Stimme ist! Es ist ein Gefühl von sich selbst und die Sprache von einem Anderen.“

„Was heißt das: die Sprache von einem Anderen?“

Artur machte eine zweifelnde Miene und meinte nachdenklich: „Nein, das ist nicht wahr.“ Nach kurzer Pause sagte er lebhaft: „Es ist aber doch wahr. Was du zuerst geredet hast! Zum Beispiel: die Mama hat mich einmal zum Greißler<sup>8</sup> geschickt und du hast mir gesagt: ‚Gib acht, daß kein Auto kommt!‘ Und wenn ich nicht achtgegeben hätte, hätte mir die Stimme gesagt: ‚Gib acht, daß kein Wagen kommt!‘ Hat jeder Mensch eine innere Stimme?“

„Ja.“

„Nicht wahr, die innere Stimme kommt nicht zur äußeren Stimme? Doch nicht? Aber doch schon! Ich kann das nicht so sagen, weil ich es nicht so weiß. Eines von den beiden wird schon sein. Die innere Stimme, wenn man wirklich eine

hat, kommt nicht zur äußeren Stimme, nur wenn man redet davon.“

Am nächsten Nachmittag begann er wieder: „Papa, die innere Stimme ist eigentlich, wenn man etwas getan hat und dann Angst hat. Zum Beispiel wenn ich den Gambi angerührt hab‘, so hab‘ ich die Angst, ich weiß nicht, welche Angst. Ich weiß aber doch, Angst, weil ich das getan habe. Es ist halt so ein Gefühl!“

Etwa eine Stunde später fragte er: „Nicht wahr, Papa, die Diebe haben zwei innere Stimmen?“

„Wieso zwei?“

„No, die eine, die sagt ihnen, sie sollen stehlen und die andere sagt ihnen, sie sollen nicht stehlen. Aber nein, nur die, welche sagt: ‚Nicht‘ ist die eigentliche Stimme.“

Seit jenem Gespräch waren etwa acht Monate vergangen; das Kind hatte nur zweimal die innere Stimme seither erwähnt. Einmal sagte er spontan: „Wenn die Mama der Großmama nicht gefolgt hat, so hat sie auch eine innere Stimme, die sagt, sie soll der Großmama immer folgen. Und wenn sie das nächste Mal nicht gefolgt hat, so hat sie Angst.“ Ein anderes Mal fragte er: „Nicht wahr, man hat nicht immer eine innere Stimme? Nur wenn man’s braucht.“

Als ich mich erkundigte: „Wann braucht man sie denn? Erklärt er: „Wenn man etwas Schlechtes tun will.“

Der Wert der vorliegenden Kinderaussage wird vornehmlich der sein, daß sie einen glänzenden Beweis für die Richtigkeit der analytischen Annahmen über die Entstehung und Entwicklung einzelner Ichinstanzen bietet und daß hier in statu nascendi gezeigt werden kann, was die Analyse in der Rückverfolgung seelischer Vorgänge beim Erwachsenen rekonstruieren mußte. Ein beträchtlicher Teil der psychischen Prozesse, die später unbewußt sein werden, ist hier noch bewußtseinsfähig, ein anderer Teil ist freilich schon auf dieser Stufe dem Bewußtsein entzogen. Ich erinnere Sie auch daran, daß die Scheidung zwischen bewußt und unbewußt beim Kinde nicht so scharf

durchgeführt werden kann als beim Erwachsenen. Das Bewußte hat nach Freud beim Kinde noch nicht alle seine Charaktere gewinnen können, es ist noch in Entwicklung begriffen und verfügt noch nicht völlig über die Fähigkeit, sich in Sprachvorstellungen umzusetzen. Die Unbefangenheit, Lebendigkeit und von Widerständen ungehemmte Natürlichkeit, mit der der Kleine seine Aussagen über sein Seelenleben macht, erhöht zwar ihre wissenschaftliche Beweiskraft als die einer festgehaltenen Selbstbeobachtung eines wichtigen Stückes der infantilen Ichentwicklung, das sich sonst der Aufmerksamkeit der Erwachsenen entzieht, allein wir haben auch die notwendige Begrenztheit der psychologischen Verwertung dieser Kinderaussagen zu betonen.

Diese Grenzen werden vornehmlich aus zwei Momenten abzuleiten sein: das Kind zeigt kein allgemeines theoretisches, nur dem Verständnis und der Erklärung seelischer Vorgänge zugewendetes Interesse. Es hat einen ihn befremdenden Ausdruck („Innere Stimme“) zufällig gehört, möchte verstehen was er bedeute, und vergleicht nun die seelische Situation, welche jener Herr geschildert hat und die der Knabe gewiß nur teilweise verstehen konnte, mit ähnlichen Erfahrungen aus psychischen Prozessen, von denen ihm Erinnerungsreste erhalten geblieben sind. Darüber hinaus geht sein Interesse praktisch nur so weit, als er sich über die Wirkungsweise dieser „inneren Stimme“ klar werden will. Seine Fragen zeigen, daß er das, was er introspektiv bei sich gefunden hat, mit dem vergleichen will, was ich, der Erwachsene, ihm darüber sagen kann. Gewiß ist dieses psychologische Interesse für sein Alter ein bemerkenswertes, seine Begabung für Selbstbeobachtung keine alltägliche, aber es ist nicht zu erwarten, daß er systematisch die Fäden verfolgt. Das wiederholte Zurückkehren zu den ihn bewegenden Fragen, das Empортаuchen derselben Probleme nach längeren Zeitintervallen zeigt indessen von seinem Bemühen,

Klarheit über seine seelischen Vorgänge zu gewinnen; es ist selbstverständlich, daß seinem Bestreben enge Grenzen gesetzt sind. Auf der anderen Seite meinte ich, seine Aufmerksamkeit nicht künstlich auf Fragen lenken zu dürfen, für die er nicht reif ist und die nicht in ihm selbst laut geworden waren. Ich beschränke meine Äußerungen also – in einer der Analyse ähnlichen Art – auf vorsichtige Fragen und Aufforderungen, nur das näher zu erklären, was er mir selbst gesagt hatte. Dies war auch der einzige Weg, alle Suggestion auszuschließen. Dieser Sachlage entsprechend werden Sie die Auskünfte des kleinen Jungen, sowohl was den Umfang als auch was die Tiefe der hier auftauchenden Probleme betrifft, zu bewerten haben.

Das zweite Moment ist ein sprachliches; das Kind kämpft hier mit einer Materie, die es schwer bewältigen kann. Sein Wortschatz ist beschränkt und seine Wortwahl kann natürlich unseren Ansprüchen auf Präzision nicht genügen. Für die schwierigen Begriffe, die er diskutieren will und deren Abgrenzung und Bestimmung auch uns Erwachsenen so viele Schwierigkeiten bereiten, reichen begreiflicherweise seine sprachlichen Fähigkeiten nicht aus. Sie bemerken gewiß, wie unsicher er in der Bezeichnung dessen, was er sagen will, ist, wie er die „innere Stimme“ bald als Gedanke, bald als Gefühl fassen will und wie er sich bemüht, die Bezeichnung „Sprache von einem Anderen“ in seiner Definition näher zu präzisieren als das, was ich zuerst geredet habe. Es ist übrigens erstaunlich, wie ihn das Bedürfnis nach Klarheit zu immer schärferer Formulierung antreibt. In der Überwindung der Unzulänglichkeiten seiner Kindersprache ist ihm da ein kleines Kunststück gelungen.

Versehen wir nun die Aussagen des Kleinen mit einer Art psychoanalytischen Kommentars, der die in der Analyse regressiv gewonnene Anschauung von der Ichentwicklung zum Vergleich heranzieht, so können wir folgendes sagen: Das Kind erklärt sich die „innere Stimme“, die wir als die zensurierende Instanz des Gewissens erfassen können,

zuerst als „den Gedanken von einem“. Es ist charakteristisch, daß ihm, da er Beispiele zur Erklärung sucht, jene zwei einfallen, die sich auf das Waschen und auf die Unterlassung des Spielens mit dem Penis beziehen. Die innere Stimme entfaltet also ihre Wirkung als hemmender Faktor auf dem Gebiete der Analerotik und der Onanie für ihn am auffälligsten. Es kann nicht zufällig sein, daß gerade diese beiden Beispiele ihm zuerst einfallen; die enge Beziehung des neurotischen Waschzwanges zur infantilen Analerotik und zur onanistischen Betätigung, wie sie die Analyse bei Erwachsenen aufzeigt, wird hier in ihren seelischen Voraussetzungen aus der Kinderzeit bestätigt. Das weitere Beispiel zeigt wieder, wie sich die zensurierende Instanz für die Einhaltung des Realitätsprinzipes gegenüber den Tendenzen zur Lustbefriedigung geltend macht. Während er läuft, wird sich die selbstkritisierende Instanz warnend einmengen, und der Gedanke nach dem Fall („Hab' ich dir nicht gesagt, daß du fallen wirst?“) zeigt bereits, daß er das Fallen vorbewußt erwartet hatte, daß es die vorausgesehene Selbstbestrafung für seinen Ungehorsam war.

An dieser Stelle ist es ihm bereits möglich, die „innere Stimme“ als die Erinnerung an etwas Gehörtes, an eine Warnung oder Ermahnung des Vaters zu agnoszieren, und diese Erkenntnis wird während der wenigen Minuten, in denen er allein war, so weit klar, daß sie sich zu der Definition gestalten kann, daß die „innere Stimme“ ein Gefühl von sich selbst und die Sprache von einem Anderen ist. Diese Definition ist ganz korrekt und kann als Rückübersetzung der analytischen Anschauung über die Entstehung des Gewissens und des unbewußten Schuldgefühles in die Kindersprache angesehen werden. Das Kind hat da eine ganz respektable psychologische Leistung vollbracht. Vergleichen Sie seine Definition mit der analytischen Theorie, so ergibt sich folgendes: Freud hat bereits in seinem Aufsatz „Zur Einführung des Narzißmus“

die Entstehung einer zensurierenden Instanz, die das Aktual-Ich am Ichideal mißt, geschildert. Die Anregung zur Bildung eines Über-Ichs geht von dem durch die Stimme vermittelten kritischen Einfluß der Eltern aus, an die sich erst später der Erzieher, Lehrer und anderer Personen angeschlossen hat. In seinem Buche „Das Ich und das Es“ hat Freud diesen Faden weiter verfolgt; es wird darin gezeigt, daß das Über-Ich sich im Anschluß an die primäre Identifizierung des Kindes mit dem Vater bildet und daß sich das infantile Ich für die Verdrängungsleistung, die von ihm erwartet wird, dadurch stärkt, daß es dieselben Hindernisse, die ihm früher der Vater entgegengestellt hat, in sich selbst aufrichtet. Es lieh sich dazu gewissermaßen die Kraft vom Vater. Das Über-Ich erweist sich so als „Erbe des Ödipuskomplexes“. Die Spannung zwischen den Ansprüchen des Über-Ichs und den Leistungen des Ichs wird als Schuldgefühl empfunden.

Wir sehen im Falle Arturs diesen Prozeß in den ersten Stadien; wir sehen den primären Niederschlag der Identifizierung mit dem Vater, können verfolgen, wie sich hier noch die Spannung zwischen den fortwirkenden Ansprüchen des Vaters und den aktuellen Leistungen des Kindes als Schuldgefühl äußert. Wir können beobachten, wie sich das Vetorecht des Über-Ichs aus den Mahnungen und Verboten des Vaters entwickelt. Der kategorische Imperativ des Über-Ichs ist hier noch in seiner Entstehungsgeschichte aus dem Vaterkomplex klar ersichtlich. Das Über-Ich ist in seiner Genese hier gleichsam mit Händen zu greifen. Wenn das Kind das Schuldbewußtsein auf „ein Gefühl von sich selbst und die Sprache von einem Anderen“ zurückführt, so ist es regressiv den richtigen Weg gegangen. Das „Gefühl von sich selbst“ hat sich eben unter dem nachwirkenden Einfluß der kritisierenden, warnenden, verbotenden „Sprache von einem Anderen“, nämlich der Stimme des Vaters, entwickelt – „Was du zuerst geredet hast“. Es liegt hier nahe, die Psychogenese der religiösen Gefühle der

Massen mit der Ausbildung des individuellen Gewissens durch Einbeziehung der richtenden Vaterinstanz ins Ich zu vergleichen. „Gott“, sagt Kant in seinen Vorlesungen über philosophische Religionslehre, „ist gleichsam das moralische Gesetz selbst, aber personifiziert gedacht“. Auch die Kirche selbst erklärt das Gewissen – und dies ist ja die innere Stimme Arturs – als „die Stimme Gottes im Menschen“, also als die forttönende, fortwirkende Stimme des erhöhten Vaters im Individuum.

Wir haben durch die Analyse gelernt, die Stimmen, die bei der Symptomatologie der paranoiden Erkrankungen eine so deutliche Rolle spielen, zu verstehen. Sie wissen, daß diese Kranken Stimmen hören, die in der dritten Person zu ihnen sprechen und ihr Tun und Lassen unaufhörlich beobachten und kritisieren. Diese kritische Instanz führt uns nach Freud auf die elterliche Kritik zurück und die Entwicklung des Gewissens wird von den Kranken regressiv reproduziert, indem sie die Stimmen nun wieder in die Außenwelt, von der sie kamen, zurückprojizieren. Es ist charakteristisch, daß die Stimmen, welche die Kranken hören, in dritter Person über sie sprechen; man meint hier die Spur der beobachtenden Pflegepersonen, die miteinander über das Kind sprechen, verfolgen zu können, die später durch andere Personen und schließlich durch die Gesellschaft (die „öffentliche Meinung“) ersetzt werden wird. Andererseits ist darin ein deutlicher Hinweis auf die Entstehungszeit jener beobachtenden Ichinstanz, die sich aus der primären Identifizierung mit dem Vater entwickelt und sich in der Institution des Gewissens im Ich konstituiert hat, enthalten; es muß die Zeit gewesen sein, wo das Kind von sich noch in dritter Person sprach, aber das Ich schon den Gegensatz zwischen dem eigenen Triebleben und der von außen wirkenden Aufforderung zur Triebunterdrückung mehr oder minder deutlich erfassen konnte.

Artur fragte, ob „die innere Stimme zur äußeren kommt“. Dies kann nur den Sinn haben: ob die innere Stimme nicht

zur äußeren Stimme werden kann. Nach einigen Zweifeln kommt er zu dem Schluß, daß dies nur der Fall ist „wenn man redet davon“. Die Stimmen der Paranoiden geben ein anderes Beispiel eines solchen äußeren Lautwerdens der inneren Stimme, die einmal wirklich äußere Stimme war. Es ist signifikant, daß man sich das Gewissen als eine Sprachinstanz vorgestellt hat.

Der königliche Schurke in Shakespeares König Richard III. sagt:

Hat mein Gewissen doch viel tausend Zungen. Und jede Zunge bringt verschiednes Zeugnis, Und jedes Zeugnis straft mich einen Schurken. (Act V, Scene 3) (Übersetzung von Schlegel)

Wir können nach Freuds Ausführungen die Bedeutung vorbewußter Wortvorstellungen auch bis zum Über-Ich verfolgen, das seine Abkunft aus Gehörtem verrät. Diese Wortvorstellungen als Erinnerungsreste an Wahrnehmungen sind isoliert sogar dem Bewußtsein, dem das Über-Ich entzogen ist, oft zugänglich. Wir beobachten, wie oft sich Menschen an von den Eltern gebrauchte Sprichwörter, Vergleiche, Redensarten erinnern und sie zitieren („Mein Vater pflegte zu sagen“), ohne sich dem Wert jener Ansichten für das eigene Leben bewußt zu werden.

Die Vermittlungsrolle vorbewußter Wortvorstellungen als Erinnerungsreste scheint sogar über das oben gesagte weit hinaus zu gehen und sich bis in die Anfänge der Denkprozesse fortzusetzen. Die Bedeutung der Eltern für diese Entwicklung ist offenbar. Einige Bemerkungen Ludwig Feuerbachs in seinem Buch „Wesen des Christentums“ weisen in dieselbe Richtung: Zum Denken gehören ursprünglich zwei. Erst auf dem Standpunkt einer höheren Kultur verdoppelt sich der Mensch, so daß er jetzt in und für sich selbst die Rolle des anderen spielen kann. Denken und Sprechen ist darum bei allen alten und sinnlichen Völkern



ein und dasselbe; sie denken nur im Sprechen, ihr Denken ist nur Konversation. Gemeine Leute, das heißt nicht abstrakt gebildete Leute verstehen noch heute Geschriebenes nicht, wenn sie nicht laut lesen, nicht aussprechen, was sie lesen. Wie richtig ist es in dieser Beziehung, wenn Hobbes den Verstand des Menschen aus den Ohren ableitet.“ Manches rätselhaft scheinende Gebot und Verbot der Zwangsneurose, manche absurd scheinende Zwangsvorstellung und manches sonderbare Symptom der Hysterie wird sich auf eine solche unbewußt gewordene und vom Unbewußten benützte Rede des Vaters (der Mutter) zurückführen lassen. Der Respekt und die hohe Einschätzung, die wir bestimmten moralischen Anschauungen entgegenbringen, sind nicht ihrem absoluten Wert zuzuschreiben, sondern eben den unbewußten ersten Objektidentifizierungen und Objektbesetzungen, das heißt also insbesondere der unbewußten Nachwirkung der Liebe, die wir früh den Menschen entgegenbrachten, welche uns jene Anschauungen vermittelten. Ja, man kann sogar behaupten, die Tenazität gewisser Moralbegriffe, die sich überlebt haben, hänge von der Unsterblichkeit solcher frühen Objektidentifizierung ab.

Freud hat uns verstehen gelehrt, daß die ursprünglichen Konflikte der Kindheit zwischen den Forderungen unserer Triebe und den Ansprüchen der Zivilisation durch die Erzieher des Kindes entstehen. Jene frühen Konflikte setzen sich in einer späteren Phase fort als Zusammenstoß der Stärke der Triebe mit den Forderungen des Über-Ichs. Ich habe andernorts eine kleine Szene aus dem Leben Arturs, als er drei Jahre alt war, erzählt. Sie zeigt jene Konflikte in diesem Alter. Das Kind war damals trotz Ermahnungen schlimm gewesen und von seiner Mutter bestraft worden. Als man ihm Vorwürfe machte, erklärte er schluchzend: „Bubi will schon brav sein, aber Bubi kann nicht brav sein.“ Nichts anderes als diesen in so frühem Alter gespürten und so naiv ausgesprochenen Konflikt meint der Apostel Paulus,

wenn er schmerzvoll ausruft: „Ich tue nicht, was ich will, sondern was ich nicht will, das tue ich.“ (Röm 7,15) Vor fast sechzehn Jahrhunderten schrieb der Punier Augustinus, den die Kirche den Heiligen nennt, in seinen „Confessiones“ die merkwürdigen Zeilen: „Es befiehlt der Geist dem Körper und findet dort Gehorsam, es befiehlt der Geist sich selbst und findet Widerstand ... Der Geist befiehlt sich, zu wollen, der Geist, der gar nicht befehlen könnte, wenn er nicht wollte, und doch tut er nicht, was er befiehlt. Aber er will nicht ganz, deshalb befiehlt er auch nicht ganz ... Ich war es, der wollte, ich, der nicht wollte.“ Augustinus hatte schon als Jüngling zu dem Herrn gefleht: „Gib Keuschheit, Herr, aber nur nicht gleich!“

Die Identifizierung mit dem Vater, auf der im Wesentlichen die Konstituierung des Über-Ichs beruht, kann man übrigens in den Spielen der Kinder noch deutlich beobachten. Artur suchte einen Hund, den wir später erhielten, zu verschiedenen kleinen Künsten abzurichten und gebrauchte in seinen Dressurversuchen mit Vorliebe die Ausdrücke des Lobes und Tadels, der Ermunterung und Ermahnung, die ihm gegenüber gebraucht worden waren. Viel früher schon konnte man aus allerlei Anzeichen die Objektintrojektion in ihrer Verknüpfung mit dem Schuldgefühl in den Spielen des Kindes verfolgen. Das Kind war, als es noch nicht fünf Jahre alt war, einmal in der Spielschule allzu lebhaft gewesen und hatte zur Strafe für kurze Zeit in der Ecke, dem Winkel des Schulzimmers, stehen müssen. Als wir davon erfahren hatten, neckten wir ihn oft damit und nannten ihn mit scherzhaftem Spottnamen „Artur Winkelsteher“. Darüber ärgerte er sich sehr, er protestierte lebhaft gegen diese Bezeichnung. Wir beobachteten indessen, daß er denselben Spottnamen auf imaginierte Kinder anwendete. Es war so, als habe er seine Eigenschaft auf ein fremdes, im Spiel imaginiertes Objekt projiziert und bestrafe es jetzt mit dem kränkenden Beinamen. Die Entlastung des Schuldgefühles durch solche Projektion ist uns durch Freud verständlich

geworden. Es war deutlich, daß sich das Kind in seinen Spielen mit dem Vater oder ihn repräsentierenden Instanzen identifiziert hatte und so die Schwäche und Unzulänglichkeit des Ichs zeitweise überwand.

Aus jener Zeit stammt eine Aufzeichnung, die folgendes besagt: Artur spielte, von der Spielschule zurückkehrend, in seinem Zimmer in Anwesenheit seines Fräuleins Polizeimann und hatte anscheinend eine größere Anzahl von Missetätern, die er einvernahm, vor sich. Er fragte also einen imaginären Verbrecher mit strenger Miene: „Was haben Sie getan?“ dann einen zweiten: „Und was haben Sie angestellt?“ und so weiter. Schließlich wandte er sich an den letzten der in seiner Phantasie anwesenden Frevler mit Worten, die das Fräulein aufhorchen ließen: „Und du, Artur Winkelsteher? Ah, ich weiß schon. Du hast einen Revolver gestohlen. Du wirst eingesperrt!“ Das Fräulein unterbrach ihn hier, indem sie erstaunt rief: „Aber Artur, du hast doch keinen Revolver gestohlen!“ „Oh ja! Da!“ sagte der Kleine lebhaft und zog einen kleinen Blechrevolver, den er vormittags aus der Spielschule mitgenommen hatte, aus seiner Tasche. Wir haben seither nichts von dergleichen Neigungen bei dem Kinde beobachten können. Aber es spricht für die psychische Nachwirkung der damaligen Erfahrung, wenn Artur sich jetzt darnach erkundigt, ob die Diebe zwei innere Stimmen haben.

Wir können auch in dieser kleinen Szene das Wirken jener psychischen Instanzen, die zur Konstituierung des Über-Ichs entscheidend beigetragen haben, studieren. Es entspricht der Ableitung des Über-Ichs aus der Introjektion des Vaters, wenn Artur nun die Rolle des Polizisten, eines typischen Vertreters der richtenden Autorität, spielt und sich selbst beschuldigt. Hier ist der Übergang von der Objektidentifizierung zur Konstituierung des zensurierenden Über-Ichs deutlich zu beobachten. Wie hier der Polizist, den Artur vorstellt, dem Ich, das im Spiel auf ein imaginäres Objekt nach außen projiziert erscheint, gegenübersteht, so

ähnlich wird sich später das Über-Ich dem Ich gegenüber verhalten. Es ist klar, daß die geschilderte Spielszene die gefürchtete Bestrafung antizipiert, daß sie vom unbewußten Strafbedürfnis inspiriert ist. Das Kind spielt die Szene der Einvernahme, um ihr ihre Schrecken zu nehmen. Das Schuldgefühl hat seinen Ursprung in der Angst vor dem Liebesverlust. Das Geständnis, das in dem Spiele liegt, soll diesem Verlust vorbeugen, beziehungsweise ihn rückgängig machen.

Wir stoßen also auch in der Analyse dieser Kinderszene und des in ihr enthaltenen Geständnisses auf die Tatsache, daß das Geständnis das Strafbedürfnis befriedigt und entlastet. Es ist unzweifelhaft, daß der Effekt, den das Spiel hatte, einen Rückschluß auf sein Motiv zuläßt; das Spiel wird zu einem Ersatz der Beichte; das Geständnis erfolgt ja dann wirklich. Es scheint mir sicher, daß diese latente Bedeutung des Spieles sich nicht auf diesen Einzelfall beschränken kann. Die Beobachtung würde ergeben, daß viele Kinderspiele unbewußt dargestellte Geständnisse sind. Das gespielte Geständnis verdient wirklich die Aufmerksamkeit der Psychologen und Pädagogen.

Das Buch, dem diese Auszüge entnommen sind, führte den unbewussten Geständniszwang als Ausdruck von Schuldgefühlen in die psychologische Literatur ein. Wir werden den Problemen wieder begegnen, die in der Diskussion jener Kindheitsszene auftauchte. Der Konflikt derselben emotionalen Kräfte wie in einem Kinderspiel kehrt wieder in der Schlacht der Riesen, die die Bestimmung des Menschen determiniert.

---

<sup>2</sup> Civilization and Its Discontents, London, 1930, p. 123; Das Unbehagen in der Kultur, Wien, 1930, S. 117.

<sup>3</sup> Einige lobenswerte Ausnahmen sind Herman Nunbergs „The Feeling of Guilt“, in: Practice and Theory of Psychoanalysis, New York, 1948 und Ludwig Jekels Aufsatz „Die Psychologie des Schuldgefühls“, in: Psychoanalytische Bewegung IV, 1932. Edmund Berglers Battle with the Conscience, Washington, 1946, präsentiert nur reiches klinisches Material.

<sup>4</sup> zitiert in meinem Buch The Search Within, New York, 1956, S. 642

5 Leipzig und Wien, 1925.

6 Der folgende Abschnitt ist dem genannten Buch im Original entnommen: S. 179 - S. 198. Der Einschub mit dem Shakespeare-Zitat S. 13 fehlt im deutschen Text S. 190.

7 Diese Angabe bezieht sich auf das Jahr 1923, aus dem die hier verwerteten Notizen stammen.

8 Wienerisch: Gemischtwarenhändler.

# Kapitel II

## Ursprung und Wesen der Schuldgefühle

Vor 200 Jahren wandte sich Jean Jacques Rousseau, der oft sehr dumme Dinge in einer sehr schönen Sprache sagte, an das Gewissen: „Du unfehlbarer Richter über Gut und Böse, der den Menschen dazu macht, der Gottheit zu gleichen.“<sup>9</sup> Später sah man das Phänomen des Gewissens weniger enthusiastisch, sondern eher realistisch. Die Forschung auf dem Gebiet der sogenannten „sozialen Instinkte“ war lange Zeit für Biologen und Philosophen reserviert. Die erste Gruppe suchte im Sozialleben der Tiere nach den Wurzeln jener Instinkte. Ein Beispiel der Behandlung jener Gegenstände durch einen der größten Naturforscher soll das verdeutlichen. Charles Darwin untersuchte bestimmte charakteristische Züge der Schwalben.<sup>10</sup> Zur rechten Zeit scheinen diese Vögel „den ganzen Tag von dem Verlangen erfüllt fortzuziehen. Ihre Gewohnheiten ändern sich, sie werden unruhig, sind laut und versammeln sich in Scharen. Während der Muttervogel seine Nestlinge füttert oder bebrütet, ist der Muttertrieb möglicherweise stärker als der nomadische Trieb, aber der Instinkt, der beharrlicher ist, erlangt den Sieg und schließlich, in einem Augenblick, wenn ihre Jungen nicht in Sicht sind, ergreift sie die Flucht und verlässt sie. Am Ende ihrer langen Reise und wenn der Wanderinstinkt aufgehört hat zu wirken, würde die Schwalbe Reue fühlen, wenn sie mit großer geistiger Aktivität ausgestattet wäre und an ihre Jungen denken, die im rauen Norden an Kälte und Hunger sterben“.